

VIERTELJAHRSHEFTE FÜR ZEITGESCHICHTE

12. Jahrgang 1964

4. Heft/Oktober

GERHARD SCHULZ

GESCHICHTLICHE THEORIE UND POLITISCHES DENKEN BEI MAX WEBER¹

Wenn sich der Historiker mit Max Weber beschäftigt, dann geschieht dies heute unter zwei neuartigen Bedingungen. Die eine ergibt sich aus dem Stand der wissenschaftlichen Diskussion und der forschenden Ergründung des Werkes von Max Weber, die offenkundig einem neuen Höhepunkt entgegenstreben, die andere aus der Situation der neueren Geschichte selbst, in der wiederholt eine neue, interessiertere, sorgfältig durchdachte Einstellung zu der wissenschaftsgeschichtlichen Erscheinung Max Webers gefordert worden ist^{2a}. Dies setzt freilich die Beteiligung an wissenschaftstheoretischen Erörterungen voraus und damit Bereitschaft wie Fähigkeit, aus dem Bereich der konkreten Erscheinungen, in dem sich üblicherweise die Tätigkeit des Historikers abspielt, von Fall zu Fall hinüberzutreten auf einen Grund von anderer Beschaffenheit und einzudringen in den Bereich der formalen Geschichtsphilosophie. Weber hätte sie die „geschichtswissenschaftliche Logik“ genannt.

Die Max-Weber-Literatur hat sich bis vor kurzem ohne Beteiligung der Historiker-Zunft nach verschiedenen Seiten hin ausgebreitet und eine gewisse Adäquation zu der Vielfalt epistemischer Interessenrichtungen dieses Mannes entstehen lassen. Um die Einordnung Webers in eine kritisch beleuchtete deutsche Geistesgeschichte und gleichzeitig in eine Geschichte des Geschichtsdenkens hatte sich vor dem letzten Kriege Carlo Antoni bemüht². Der Weg seiner Untersuchung führte diesen geistvollen Schüler Benedetto Croce über Wilhelm Dilthey, Ernst Troeltsch und Friedrich Meinecke zu Max Weber, die er als Repräsentanten für markante Stationen in einem Prozeß nahm, den Antoni einen „Prozeß des Überganges oder Falles des deutschen Denkens von den durch den Historismus gestellten Problemen in die ‚typologische‘ Soziologie“ nannte und den er für einen wesentlichen Vorgang in

¹ Antrittsvorlesung an der Universität Tübingen, gehalten am 21. 5. 1963. Aus Gründen, für die der Verfasser keine Verantwortung trägt, konnte dieser Vortrag erst im vorliegenden Heft zum Abdruck gelangen.

^{2a} Neuerdings wieder von Karl Dietrich Erdmann, im Zusammenhang mit der Erörterung einer historischen Gegenwartskunde, in einem Vortrag auf der Tagung der Rheinischen Direktorenvereinigung in Düsseldorf am 5. Okt. 1962, wiedergegeben in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 14 (1963), bes. S. 31 ff.

² Eine zuerst in den *Studi Germanici* veröffentlichte Folge monographischer Essays, deren umfangreichster und wichtigster sich mit Weber beschäftigte, ist später überarbeitet und während des Krieges von Walter Goetz ins Deutsche übertragen worden, erschienen unter dem Titel: *Vom Historismus zur Soziologie*, Stuttgart 1950.

der Entwicklung des deutschen Denkens hielt. In dieser Sicht erscheint die Soziologie Max Webers als Fall und endgültiger Verlust des geschichtlichen Denkens. Die Begründung dieser Ansicht hängt allerdings von der Einfügung Webers in die Geschichte eben dieses deutschen geschichtlichen Denkens ab. Nur unter dieser Voraussetzung läßt sich überhaupt das Urteil Antonis begreifen, der Webers Soziologie „die geschlossenste Form der Geschichtsschreibung“ eines Zeitalters nennt, „das aufgehört hat, an die Geschichte zu glauben“³.

Webers Werk ist nun aber sehr unübersichtlich. Es ist dies für jeden ersten Blick und bleibt es auch für manche eindringende Studie. Es ist ein von wechselnden Interessen vorangetriebenes, von einem eruptiven Talent gestaltetes und nach überkommenen Wissenschaftsauffassungen nur schwer zu klassifizierendes Werk. Vor allem aber bildet es eine ungewöhnliche Synthese geisteswissenschaftlicher Denkrichtungen, die auch eine neuartige und keineswegs unproblematische Einheit historisch und politisch relevanter Bezüge einschließt. Gerhart von Schulze-Gaevernitz bekannte in der respektablen Erinnerungsgabe für Max Weber, daß er in ihm noch viel mehr als einen Wissenschaftler einen „politischen Führer ersten Ranges“ erblickt habe, der „seit Jahren den Weg“ gewiesen habe, „welcher ein Ausweg hätte werden können . . .“⁴.

Politik und Wissenschaft erscheinen in diesem wie auch in manchem anderen Urteil bis zur Ununterscheidbarkeit ineinander verwoben. Weber wird zu einem in seiner Zeit unvergleichbaren, alles in allem zuletzt freilich nicht eben erfolgreichen Präzeptor deutscher Politik; d. h. er ist dies in den Vorstellungen geworden, die einige Universitätsprofessoren hegten, die zur Politik ein ebenso freundschaftliches wie dilettantisches Verhältnis unterhielten. Diese Urteile könnten aber wohl einen erklärenden Hinweis auf das merkwürdig interdisziplinäre Genie Max Webers liefern und den erstaunlichen Umstand in ein helles, klärendes Licht rücken, daß die akademische Zuständigkeit dieses Mannes variabel, geradezu auswechselbar erscheint. Die *appetitio intellectus* wollte und hat sich keineswegs in ein Ressort einschließen lassen. Weber hat Wissenschaft wahrhaft als Beruf empfunden und im existentiellen Sinne politisch betrieben. Er bietet daher kein Beispiel der Wissenschaftsgeschichte, das sich innerhalb der Geschichte einer Universitätsdisziplin in angemessener Weise erfassen ließe.

Was von ihm auf uns überkommen ist, stellt sich als ein ebenso vielschichtiges wie vielseitiges, überaus schwieriges Werk dar, dessen Studium eigenartige und neuartige Entdeckungen emporfördert, jedoch ein großes Maß an Geduld verlangt. Dies liegt nicht nur an den starken Schwankungen seines Stiles, der vom altertümlich papiernen Amtsjuristendeutsch, das auf mühselige Weise bürokratische Nüchternheit an den Tag legt, zum scharf und leidenschaftlich formulierten Urteil wechselt, zuweilen sprachlich nachlässig timide Beschreibungen und Erklärungen

³ A. a. O., S. 226.

⁴ G. v. Schulze-Gaevernitz, Max Weber als Nationalökonom und Politiker, in: Hauptprobleme der Soziologie, Erinnerungsgabe für Max Weber, München und Leipzig 1923, Bd. I, S. XIII.

aneinanderreicht, dann aber auf zahlreichen Höhepunkten in den sorgfältig gebauten Perioden der Darlegungen Aufmerksamkeit und Denktätigkeit in einer ein- und abschließenden Theorie einzufangen sucht, als sei nun gleichsam ein Bild von allem in einem gegeben und ein Ende gesetzt, über das es kein Hinaus mehr gibt. Der zu wiederholten Malen grandiosen Höhen der Klarheit zustrebende durchdringende Rationalismus seiner Arbeiten, Stellungnahmen, Untersuchungen und Essays bildet in jedem dieser Stile eine fürs erste undurchsichtige, gleichmäßige Schicht, die die Struktur des Denkens erst der eindringenden Analyse preisgibt, an manchen Stellen vielleicht bis auf den heutigen Tag verbirgt. Bewunderer und Panegyriker partikularer Komplexe führt sie häufig nicht in die Tiefe; sie lenkt sie ab, entläßt sie zuweilen reich, bisweilen aber auch unbeabsichtigt beschenkt. Die unmittelbar zu uns sprechende menschliche Persönlichkeit scheint nahezu gänzlich verborgen, so daß sie nur noch in den Frakturen gedanklicher Sequenzen wie aus tiefen Schächten, dann aber überraschend und mit starker Wirkung zutage tritt.

Karl Jaspers hat Weber einen „Fragmentarier“ genannt⁵. In der Tat scheint sein Werk aus einer gewaltigen Menge unterschiedlicher Bruchstücke zu bestehen. Der Fluß seines reichen Schaffens zerfließt in mannigfache Richtungen. Doch eine alle Fragmente einander gleichmachende Einheit scheint in dieser Oberfläche seiner durchrationalisierten, versachlichten Stile zu bestehen, der das warme Lebensblut des Persönlichen auf bewußte Weise entzogen ist. Von der ordnenden Hand Marianne Webers, die sich um die Sammlung und posthume Herausgabe wichtiger Teile des Werkes ihres Mannes bemüht hat, ist es auf künstliche Weise mehrfach fraktioniert worden, so daß es bis auf den heutigen Tag so erscheint, als existierten mehrere gesonderte Arbeitsgebiete Webers nebeneinander, was zur Folge hat, daß die recht zufällig gebildeten Titel erstaunlich häufig als Nomenklatur für die Einteilung des Weberschen Werkes hingenommen werden⁶. Die Weber-Interpretation beginnt erst seit einigen Jahren einer eingehenden Erforschung zu weichen, die sich nun auch historisch-quellenkritischer Methoden bedient, um zu einer genetisch-klärenden Einsicht in das Werk zu gelangen⁷. Damit gewinnen Deutung und Be-

⁵ Karl Jaspers, *Max Weber, Rede bei der von der Heidelberger Studentenschaft veranstalteten Trauerfeier . . .*, Tübingen 1921, bes. S. 4 f.

⁶ *Gesammelte politische Schriften*, München 1921; *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen 1922; *Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, Tübingen 1924; *Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik*, Tübingen 1924. Auch die von Max Weber noch zu Lebzeiten bearbeitete dreibändige Ausgabe der *Gesammelten Aufsätze zur Religionssoziologie*, Tübingen 1920/21, gehört hierzu. *Max-Weber-Bibliographien* finden sich heute an mehreren Stellen. Ein vollständiges Verzeichnis der Schriften Max Webers enthält die handliche Sammlung: *Max Weber, Soziologie, Weltgeschichtliche Analysen, Politik* (Kröners Taschenausgabe, Bd. 229), hrsg. und erläutert von Johannes Winkelmann, 2. durchgesehene und ergänzte Aufl., Stuttgart 1959, S. 490–505.

⁷ Beachtung hat die Arbeit von Wolfgang J. Mommsen gefunden, *Max Weber und die deutsche Politik 1890–1920*, Tübingen 1959. Die teilweise kritisch hierzu Stellung nehmende Skizze von Ernst Nolte, *Max Weber vor dem Faschismus*, in: *Der Staat*, 2 (1963), S. 1–24, verdient als weiterer Versuch Erwähnung, das Problem von Stellung und Bedeutung Max

urteilung eine neue und offenbar der Verbindlichkeit angestrebter Ergebnisse günstigere Ebene, die freilich erforderlich war, nachdem die nicht nur umfangreicher, sondern auch immer unübersichtlicher und widerspruchsvoller werdende, von Anfang an variantenreiche Geschichte der Auslegung Max Webers den Zugang eher erschwert als erleichtert hatte.

Der universalen Vielfalt der Fragmente, dem Unvertrauten der analysierenden wie der synthetischen Betrachtungsweise und der rationalisierenden Aussageform Max Webers begegneten die Historiker in einer etwas vagen, aber keineswegs positiven Haltung. Sie schwankte zwischen respektvoller Verständnislosigkeit und reserviertem Verständnis⁸. Zuweilen war schon der schreckliche Name Soziologie suspekt. Ihre eigentümliche Begriffspflege kritisiert Alfred Doves denkwürdige ver-

Webers im Aspekt der Zeitgeschichte zu vertiefen. Auch die eingehenden Untersuchungen jener Autoren müssen berücksichtigt werden, die, ohne Historiker des Faches zu sein, zur kritischen, teilweise quellenkritischen Rektifikation des Weber-Bildes beitragen. Den Anfang bezeichnen die Studien und Editionen Johannes Winkelmanns. Hier sei vor allem auf Winkelmanns Ankündigung der erheblich erweiterten Neuauflage (4. Aufl.) von „Wirtschaft und Gesellschaft“ hingewiesen, Max Webers Opus Postumum, in: Zeitschrift f. d. gesamte Staatswissenschaft, 105 (1949), S. 368–387, und auf die einleitende Untersuchung: Legitimität und Legalität in Max Webers Herrschaftssoziologie, Tübingen 1952. Die wertvolle, jedoch in ihren Folgerungen zu Überspitzungen neigende Arbeit von Friedrich H. Tenbruck, Die Genesis der Methodologie Max Webers, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 11 (1959), S. 573–630, hat die Linie der kritischen Deutung weitergeführt und hierbei eine bemerkenswerte genetisch-logische Methode der Interpretation entwickelt, die zur endgültigen Ablösung der älteren Versuche, aus Max Webers Äußerungen und Stellungnahmen eine systematische Wissenschaftslehre zu konstruieren, führen könnte. Demgegenüber bietet Reinhard Bendix, Max Weber, An Intellectual Portrait, New York 1962 (1. Ausgabe 1960), dem Studenten eine systematische Einführung in die Hauptprobleme des Gesamtwerkes von Weber, in denen sie Strukturen und Probleme der deutschen Gesellschaft der Vorweltkriegszeit sichtbar zu machen versucht.

⁸ Otto Hintze und Friedrich Meinecke bilden Ausnahmen. Beide haben Webers Hauptwerken beachtliche Rezensionen gewidmet. Vgl. Hintzes Besprechung der Gesammelten Aufsätze zur Religionssoziologie, in Schmollers Jahrbuch 46 (1922), S. 251–258, und von Wirtschaft und Gesellschaft, ebenda 50 (1926), S. 83–95, die übrigens in der Ausgabe der Gesammelten Aufsätze Otto Hintzes keine Aufnahme fanden. Meinecke plazierte eine Betrachtung zu Webers Gesammelten Politischen Schriften sogar in der Historischen Zeitschrift, Drei Generationen deutscher Gelehrtenpolitik, in: HZ 125 (1922), bes. S. 272 ff. Dennoch scheint mir, daß die Stellungnahme Meineckes zu Weber das allgemeine Urteil zu modifizieren, doch nicht wesentlich einzuschränken zwingt. Meinecke hat Weber ohne Zweifel respektiert und eine Auseinandersetzung mit dem politisch ja gar nicht so fern Stehenden versucht; seine Haltung zu den Politischen Schriften zeugt sogar von einer gewissen Bewegtheit. Er blieb jedoch in erkennbarer Distanz und, wie es mir scheint, zeit seines Lebens ohne klares und endgültiges Urteil über Webers Bedeutung. Seine hinterlassenen Schriften und Briefe, soweit veröffentlicht, lassen hieran nichts ändern. Siehe die knappe Äußerung von 1922 im Ausgewählten Briefwechsel, hrsg. und eingeleitet von Ludwig Dehio und Peter Classen (Werke, Bd. VI), Stuttgart 1962, S. 104. Vgl. die Betrachtung von Gerhard Masur, Max Weber und Friedrich Meinecke, in: Studium Berolinense. Aufsätze und Beiträge zu Problemen der Wissenschaft und zur Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Berlin 1960, bes. S. 718.

ächtliche Bezeichnung als eines „Wortmaskenverleihinstituts“⁹ nur allzu deutlich. Doch neuerdings bedient sich die Erörterung über Wesen, Möglichkeiten, Stil und Arbeitsweisen der Historie in zunehmendem Maße Weberscher Probleme, seiner methodischen Anregungen, sogar seiner Begriffe und beruft sich ausdrücklich und nachdrücklich auf ihn¹⁰. Max Webers Stellungnahme zur Geschichte und ihren Problemen gelangt also vier Jahrzehnte nach seinem Tode zu einer späten Würdigung, nachdem eine fast schon unübersehbar gewordene internationale Weber-Literatur entstanden ist. Diese Wendung hat einige gewichtige Gründe, deren Betrachtung letztlich wohl auch Rückschlüsse erlaubt und auf diese Weise indirekt einiges von der Situation der Geschichtswissenschaft in unserer Zeit zu erhellen vermag.

Das Problem des Verhältnisses der Vergangenheit zur gegenwärtigen Wirklichkeit erscheint unlösbar, zugleich tiefer und aufwühlender als je gestellt, erscheint weithin empfunden, doch im letzten unbewältigt. Nicht nur das Ob und Wie eines Gegenwartsverständnisses der Geschichte steht in Frage, nicht allein nur ein irgendwie geartetes Verhältnis der Historie des Historikers zur Gegenwart des Historikers. Das Problem ist vielmehr doppelseitig. Fragen und Zweifel berühren weit stärker noch und letztlich entscheidend das Geschichtsverständnis in der Gegenwart, die Beziehungen zwischen Gegenwart und Vergangenheit und das Wesen des Geschichtlichen in bezug auf das wieder Erfahrbare.

Am Anfang des neuzeitlichen Geschichtsverständnisses schien dieses Verhältnis geklärt. „Li uomini sono molto più presi dalle cose presenti che dalle passate . . .“, lautet konzis und kategorisch eine Stelle in Machiavellis „Principe“¹¹. Im Verlaufe der Entwicklung des neueren Geschichtsdenkens ist dieses Verhältnis jedoch problematisch geworden, bedarf es offensichtlich fortschreitend größerer Mühen und Anstrengungen, um jeweils von neuem über jene Schwelle zu treten, die Vergangenheit und Gegenwart trennt, und von beiden Räumen Besitz zu ergreifen. Das häufig, zuweilen gedankenlos bemühte Wort, in dem Ranke den romantischen Wunsch offenbarte, sein eigenes Ich „auszulöschen“, macht eine gewisse Neigung erkennbar, die Gegenwart aus dem Leben des Historikers gänzlich auszuschalten – und sei es nur für die Stunden der Versenkung in die Vergangenheit. Dieses Erlebnis und dieser Wunsch, zuweilen zum Ansehen eines methodologischen Primats erhoben, bewirken jene Wendung in der Existenz des Historikers, die den Duktus des Lebens unterbricht, mit der sich der Zusammenhang von Vergangenheit und Gegenwart auflöst und das „Gegenwartsverständnis“ problematisch wird.

Entgegnungen und Antithesen sind von verschiedenen Seiten her formuliert worden. Sören Kierkegaard hat lange vor Nietzsche eine bewußte und folgenreiche

⁹ Vgl. Benedetto Croce, *Soziologie und Geschichte*, in: *Theorie und Geschichte der Historiographie* (Gesammelte philosophische Schriften in deutscher Übertragung, I. Reihe, 4. Bd.), Tübingen 1930, S. 299 ff.

¹⁰ So etwa Theodor Schieders Erörterung des Typus in der Geschichtswissenschaft mit besonderen Verweisen auf Burckhardt und Weber: *Staat und Gesellschaft im Wandel unserer Zeit, Studien zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, München 1958, S. 176 ff.

¹¹ Cap. XXIV; *Opere*, a cura di Mario Bonfantini, Milano, Napoli, 1954, S. 78.

Kritik am historischen Romantizismus geübt. Mir erscheint es an dieser Stelle aber auch angemessen, an jenes berühmte, in seiner Schlichtheit so eindrucksvolle Wort der Amerikanerin Gertrude Stein zu erinnern, mit dem sie 1935 versuchte, ein herrschendes Lebensgefühl unserer Zeit zu bezeichnen: „Events have lost their interest for people. People are interested in existence.“¹²

Eine enge Beziehung zwischen Gegenwart und Vergangenheit schien noch unproblematisch, solange sich Geschichte und Staatswissenschaften nicht voneinander getrennt hatten, ja sogar noch, solange ein starkes Moment der Erinnerung an die einstige Einheit beider Wissenschaften lebendig blieb. Der Begriff der Politik als einer jeweils systematischen Ordnung von Wissensstoffen und Beobachtungen aus Vergangenheit und erlebter Gegenwart zu einer Perioden und Zeiten überschauenden und über sie hinwegreichenden Theorie war fast das ganze 19. Jahrhundert über auch noch Historikern gegenwärtig. Ihr, der sich Machiavelli im Anfang der neueren Historiographie gewidmet hatte, dünkten sich Gervinus wie Dahlmann nicht zu gering; und Heinrich von Treitschke widmete ihr eine bedeutende Leistung seines schaffensfrohen Lebens. Auch die berühmten Schriften Rankes, „Die großen Mächte“ und „Das politische Gespräch“, gehören ihrem Ansatz und ihrem Ziele nach ebenfalls hierher. In den Staatswissenschaften und in der Nationalökonomie war die umgreifende, zeitenbindende Einheit durch den Begriff des Staates gegeben, dem später ein von historischem Leben erfüllter Begriff der Gesellschaft an die Seite trat. Mit Webers Anfängen ist der Begriff der Kultur verbunden, der in der Gestalt der „Kulturgeschichte“ auch in die Geschichtswissenschaft Eingang gefunden und hierbei teilweise eine sozial- und wirtschafts-, auch verfassungsgeschichtliche Färbung angenommen hat, wie wir noch bei Eberhard Gothein sehen, eine stärker soziologisch wirtschaftsgeschichtliche etwa bei Karl Lamprecht oder eine kunst-, kultur- und sittengeschichtliche Färbung, die wir an dem großen, überragenden Beispiel des Werkes von Jacob Burckhardt kennen und bewundern gelernt haben.

Die deutsche Geschichtswissenschaft an der Jahrhundertwende stand mit den Staatswissenschaften und Sozialwissenschaften noch in regem Austausch oder gar in enger Verbindung. Sie beobachtete die Philosophie ihrer Zeit, und manchmal verstand sie sie auch; sie hatte die Probleme des Historismus entdeckt; und sie setzte wiederholt zur Reflexion über ihr eigenes Tun und über ihre Möglichkeiten an. Der heftig und nicht ohne eigenes Verschulden umstrittene Karl Lamprecht in seinen umfänglichen und fast mehr noch in seinen kleineren Schriften, Otto Hintze in breit gestreuten Aufsätzen und schließlich die großen ideengeschichtlichen Werke Friedrich Meineckes sind zu neuen Weisen der Geschichtsbetrachtung und Geschichtsschreibung gelangt. Neu war bei Meinecke vor allem, daß er philosophische und literarhistorische Neigungen mit einem historisierenden, aus der Geschichtsbetrachtung unmittelbar hervorstechenden politischen Denken vereinigte. Alte Probleme der historischen Politik und Staatslehre tauchten wieder auf, erhielten nun

¹² Zit. nach Merkur, Nr. 101 (1956), S. 722.

jedoch eine neue Zuspitzung. Die „Geschichte der politischen Theorien“ etwa als eine dogmengeschichtliche „Aufeinanderfolge von Lehrmeinungen, lose verbunden mit der allgemeinen Geschichte“, genügte ihm nicht mehr. Diese unhistorische Art hatte Meinecke durch seine Geschichte der „Idee der Staatsräson“ abgelöst, die in der Abfolge ihrer historischen Stationen gleichsam die allgemeinste Theorie der Staatsräson als vollendete Einsicht in ihr wahres Wesen finden wollte.

Meinecke ist jedoch in den letzten Jahren seines Lebens zu Jacob Burckhardt zurückgekehrt. Die „regelmäßige Fortentwicklung der Weltgeschichte“, die die Voraussetzung der Rankeschen Historiographie bildete, war nach dem bewußten Erlebnis „der Nachtseite der Weltgeschichte“ unglaublich geworden. Da sich die Weltgeschichte „Unregelmäßigkeiten“, „Sprünge“ und „Abstürze“ geleistet hatte, glaubte Meinecke nunmehr, dem tief eingewurzelten Pessimismus des Basler Kulturhistorikers näherzustehen als dem taufischen politischen Optimismus des großen Lehrers Ranke¹³. Meinecke sprach von Burckhardt in diesem Zusammenhang jedoch nicht als dem Kunst- und Kulturhistoriker, sondern als dem Verfasser der Briefe an Friedrich von Preen, dem Autor der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“, jener Vorlesungsmanuskripte, die acht Jahre nach dem Tode Burckhardts, 37 Jahre nach ihrer Entstehung, veröffentlicht wurden, und dem Autor der „Historischen Fragmente“, einiger denkwürdiger Reste seiner Vorlesungsaufzeichnungen, die 33 Jahre nach seinem Tode durch die Gesamtausgabe seiner Schriften einer größeren Öffentlichkeit bekannt wurden. Es ist der posthum entdeckte Burckhardt des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts, dem sich Meinecke und manch anderer zuzuwenden begannen, der Mann einer gleichsam nebenamtlichen sarkastischen Weltbetrachtung, der innerhalb des deutschsprachigen Raumes als eine Komplementärfigur zur preußisch-deutsch gesinnten politisch-historischen Schule des 19. Jahrhunderts erscheint, die zum Teil dem gleichen Ranke-Seminar entstammte, dem auch Burckhardt in seinen Berliner Semestern angehört hatte¹⁴.

Burckhardts Pessimismus wurzelt jedoch tiefer, als seine kulturgeschichtliche Aphoristik erkennen läßt; er ist seinem historischen Studium bereits vorgegeben. Die persönlichen Zeugnisse seiner frühen Zeit spiegeln einen kaleidoskopischen Wechsel von Gefühlen, in dem die Grundstimmung einer von starken emotionalen Tönen begleiteten, jedoch bis zum äußersten bewußten Reduzierung des eigenen Selbst in der politischen Welt unverkennbar ist. Diese bewußte Entpolitisierung der Persönlichkeit fließt dann mit dem fortschreitenden und sich vertiefenden Studium der späten Antike, der Kunst der Antike, des hohen Mittelalters und der Renaissance in die abgründig pessimistischen Werturteile über die eigene Zeit ein.

„Jeden Augenblick würde ich mein Leben gegen ein Niegewesensein vertau-

¹³ Vgl. Meineckes Akademie-Vortrag, Ranke und Burckhardt (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin: Vorträge und Schriften, H. 27), Berlin 1948; und die Festschrift Ludwig Dehios zum 90. Geburtstag Meineckes, Friedrich Meinecke, Der Historiker in der Krise, Berlin 1953.

¹⁴ Über Burckhardts Verhältnis zu seinem Lehrer Ranke in der großen Biographie von Werner Kaegi, Jacob Burckhardt, Bd. II, Basel 1950, S. 69 ff.

schen“, drückt der Zwanzigjährige das Motiv von Weltleid und Weltverachtung aus. „Für meine Person habe ich das Wirken auf's Große und Ganze, so wie jeden Ehrgeiz . . . aufgegeben.“¹⁵ „Die dem Menschen nothwendigste Eigenschaft“ nennt er die Resignation. Melancholische Stimmungsbilder, düstere Prophezeiungen und sarkastisch pointierte Beschreibungen zeigen uns Burckhardt als einen Fremdling in der eigenen Zeit. „Es giebt nichts kläglicheres unter der Sonne . . . als eine Regierung, welcher jeder Intrigantenclub die executive Gewalt unterm Hintern wegstehlen kann und [die] dann vor dem ‚Liberalismus‘ der Schwünge, Knoten und Dorf magnaten zittern muß. Ich weiß zu viel Geschichte, um von diesem Massendespotismus etwas anderes zu erwarten, als eine künftige Gewaltherrschaft, womit die Geschichte ein Ende haben wird“, schrieb Burckhardt am 19. April 1845 angesichts der Verhältnisse in den Kantonen seiner schweizerischen Heimat¹⁶. Und ein Jahr später: „Freiheit und Staat haben an mir nicht viel verloren. Mit Menschen wie ich einer bin, baut man überhaupt keinen Staat, . . . ich will ein guter Privatmensch, ein liebevoller Kumpan, eine vortreffliche Seele sein, dafür habe ich ein Talent und das will ich ausbilden. Mit der Gesellschaft im Großen kann ich nichts mehr anfangen; ich verhalte mich gegen sie unwillkürlich ironisch; das Detail ist meine Sache. Bildung und Routine besitze ich nun genug, um mich im Notfall auch der höheren Politik gegenüber durchzubringen, nur mitmachen will ich nicht mehr . . .“¹⁷. So und ähnlich wird es wohl immer um ihn gestanden haben. Rankes Wunsch, „das eigene Ich auszulöschen“, scheint bei Burckhardt auf die Weise Wirklichkeit geworden, daß er sein geistiges Ich der eigenen Zeit entzieht, um es dauernder und nachhaltiger in den Gefilden des eigenen Studiums anzusiedeln. Die erlebte Gegenwart findet ihren Ausdruck in wechselnden Formen der Resignation, die sich dann bei dem alternden Burckhardt, dem Fünfzig- und Sechzigjährigen, in universalhistorischen Betrachtungen auflöst, die aus der gesuchten Welt seiner Studien den Maßstab des Urteils gewinnen und die eigene Zeit als Schauplatz der „mobilen Anarchie“ des Niedergangs erblicken.

Der Pessimismus Burckhardts war, was Meinecke anzog, ein Geisteskind der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er ist ein Sonderfall romantischer Selbstbehauptung im Zeitalter der wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen an der Schwelle zur modernen Gesellschaft. Er war von Grund auf apolitisch, ja sogar bewußt antipolitisch – und dies nicht nur in Hinblick auf sein Verhältnis zur Heimatstadt Basel. Doch in den universalhistorischen Aphorismen des alten Burckhardt waltet ein weiser, humaner Pessimismus, der eine starke Wirkung gerade dort ausüben konnte, wo nur noch die unerfahrene Jugend optimistisch und das Humanum in seiner Substanz getroffen schien. Friedrich Meinecke hat die Katastrophe der Geschichte von 1933 bis 1945 eine deutsche genannt, jedoch vor einem tiefen Hintergrund gesehen. Die Aphoristik Burckhardts öffnet den weitesten Horizont einer pes-

¹⁵ Briefe, Vollständige und neu bearbeitete Ausgabe, hergestellt von Max Burckhardt, Basel 1949–61, I. Bd., S. 97.

¹⁶ Briefe, II. Bd., S. 158.

¹⁷ A. a. O., S. 209.

simistischen Kulturdiagnose, ohne daß das der Schulhistorie stets so verfänglich anmutende Werk einer universalgeschichtlichen Kulturtheorie vorausgesetzt wird. Was wir in kultur- und sozialkritischem Bezug Pessimismus nennen, ist auf der inneren Seite des Subjekts die gelassene Resignation einer in der historischen Kenntnis und Einsicht geläuterten und zur Ruhe gelangten Persönlichkeit. „Kulturphilosophisch“ sollte man sie nicht nennen, überhaupt nicht philosophisch; denn Philosophie in jeder ihrer Erscheinungsformen blieb Burckhardt gänzlich fremd. „Ich habe mein Leben lang noch nie philosophisch gedacht, und überhaupt noch keinen einzigen Gedanken gehabt, der sich nicht an ein Äußeres angeschlossen hätte. Wo ich nicht von der Anschauung ausgehen kann, da leiste ich nichts“, bekannte er einmal. „Die Geschichte ist mir noch immer größtenteils Poesie; sie ist mir eine Reihe der schönsten malerischen Compositionen.“¹⁸

Mir will scheinen, daß die Rückwendung Meineckes zu Burckhardt auf eine höchst eindrucksvolle Weise die politische Historiographie des 19. Jahrhunderts abgeschlossen hat. Mit bemerkenswerter Konsequenz hat sich die individuelle Sphäre des Historikers und seiner Studien vom Ablauf der Geschichte selbst gelöst. Sein ästhetisches Interesse wendet sich der fernen Vergangenheit zu; an der eigenen Zeit interessiert nur noch die Zugehörigkeit zum Allgemeinen. In der Einleitung zu Burckhardts „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ lautet eine berühmte Stelle: „Unser Ausgangspunkt ist der vom einzigen bleibenden und für uns möglichen Zentrum, vom dulddenden, strebenden und denkenden Menschen, wie er ist und immer war und sein wird. Die Geschichtsphilosophen betrachten das Vergangene als Gegensatz und Vorstufe zu uns als Entwickelten; – wir betrachten das sich Wiederholende, Konstante, Typische als ein in uns Anklingendes und Verständliches.“¹⁹ Der ruhelose, unbeherrschbare Fluß des genetischen Verstehens wird endgültig verlassen. In Frage steht, was in der Geschichte immer ist, was sich wiederholt, was immer bleibt: das Vergleichbare und das immer Gleiche.

Ein unüberwindbarer Abgrund klafft nun zwischen Burckhardt und Weber²⁰. Die Faszination des Politischen hat den Sohn des nationalliberalen Abgeordneten und Berliner Stadtrates zeit seines Lebens geprägt und auch in seiner wissenschaftlichen Laufbahn bestimmt. Sie durchdringt das gesamte Werk Webers, strahlt gleichsam durch es hindurch und von ihm auf uns aus. Dies begründet letztlich wohl auch das starke und stetige Interesse an ihm.

Das Wort „Politik“ selbst bevorzugte Weber zunächst in seiner adjektivischen Form, der ein keineswegs zu äußerster Klarheit vordringender Sinn innewohnt.

¹⁸ Briefe, I. Bd., S. 204.

¹⁹ Jacob-Burckhardt-Gesamtausgabe, hrsg. v. Dürr, Oeri, Staehelin, Trog, Wölfflin und Kaegi, 14 Bde., Stuttgart und Basel 1929 ff., Bd. VII, S. 3.

²⁰ Bemerkungen zum Verhältnis Burckhardt-Weber finden sich bei J. Winckelmann, Legitimität und Legalität, S. 7; die diametrale Entgegensetzung beider ist jedoch, soweit ich sehe, nirgends festgestellt worden. Sie wird übrigens an der einzigen Stelle erkennbar, an der sich Weber selbst über Burckhardts Aspekte der Macht ausläßt, Deutschland unter den europäischen Weltmächten, 1916, in: Gesammelte Politische Schriften, S. 91.

Eine „politische Wissenschaft“ nannte er die Nationalökonomie schon in seiner Freiburger Antrittsvorlesung von 1895 „Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik“²¹. Im Mittelpunkt stehen die „politischen Machtinteressen“ der Nation – im Unterschied zu den nur „ökonomischen“. Der „Beruf zur politischen Leitung der Nation“ erscheint in dieser berühmten Rede bereits als letztes und zugleich zentrales Problem innerhalb des Kreises dieser Beziehungen, die mit Hilfe des Adjektivs „politisch“ charakterisiert werden. Es bedarf keiner großen Mühen, um der Schwierigkeiten inne zu werden, wollte man den Versuch unternehmen, in diesen Bezügen eine einhellige Bedeutung des Ausdrucks „politisch“ aufzufinden. Zweifellos enthält er eine gewisse Dynamik; offenkundig verweist er auf vitale Machtverhältnisse und ist er auf den Hintergrundbegriff der Nation bezogen, steht er in Wertabhängigkeit von diesem Begriff. Reflektorische Ansätze oder gar kritische Einstellungen Webers lassen sich indes ebensowenig entdecken wie Versuche, zu einer Theorie des lebendigen Gemeinwesens zu gelangen. Weder Polis noch Politeia erscheinen in diesem frühen Zeugnis des politischen Denkens Max Webers.

Sein Verhältnis zur Geschichte leuchtet in der Freiburger Antrittsvorlesung mehrfach auf, ist zunächst jedoch ebensowenig eindeutig wie der Ausdruck „politisch“. Die Geschichte ist höchste, verbindlich urteilende Instanz der patriotischen Gesinnung, die Weber nie verleugnet hat. Sie liefert gleichzeitig aber auch den Namen für einen unaufhaltsamen sozialen Prozeß, der das Leben der Nation unwiederbringlich verändert. Größe und Tragik Bismarcks in seiner historischen Rolle faßt Weber in dem Urteil zusammen, daß „das Werk seiner Hände, die Nation, der er die Einheit gab, langsam und unwiderstehlich ihre ökonomische Struktur veränderte und eine andere wurde, ein Volk, das andere Ordnungen fordern mußte . . .“ Der Grundadel hat seinen „sozialen Charakter“ verloren und scheidet aus seiner historischen politischen Rolle aus. Doch eine neue, zur politischen Herrschaft, zur Leitung der „Machtinteressen der Nation“ in einem Zeitalter der Weltpolitik befähigte Klasse scheint nicht vorhanden. Weder der Grundadel, noch das Bürgertum, noch das sozialistische Proletariat halten dem prüfenden Auge stand.

Der spürbare Enthusiasmus, mit dem sich Weber hier einem politischen Realismus hingibt, den er *in seine* und *in den* er seine Wissenschaft nun einführt, muß sich angesichts der dominierenden Linie des erkannten umfassenden sozialgeschichtlichen Prozesses letztlich irgendeines optimistisch gefärbten Urteils über die Zeitlage der Nation entschlagen. Doch man spürt aus starken leidenschaftlichen Worten nicht nur den Elan des politisch Wollenden, sondern auch die Hoffnung, den nicht ruhenden Glauben an die Wendung des Schicksals, an den „Beruf der Nation“. Der Konflikt, in den die nüchtern-unpersönliche Diagnose den Realisten führt, wird unversehens auf energetische Weise wieder gelöst. Für die Zukunft harret, als gedachte Folgerung aus alledem, „eine ungeheure politische Erziehungsarbeit . . ., und keine ernstere Pflicht besteht für uns, als, ein jeder in seinem kleinen Kreise, uns eben dieser Aufgabe bewußt zu sein: an der politischen Erziehung unserer

²¹ Gesammelte Politische Schriften, S. 7–30; in der zweiten, erw. Aufl., hrsg. v. J. Winckelmann, Tübingen 1958, S. 1–25.

Nation mitzuarbeiten, welche das letzte Ziel auch gerade unserer Wissenschaft bleiben muß“. Weber will nicht weniger als eine neue politische Herrschaftsschicht, die – eine weitere Erklärung unterbleibt vorerst – aus dieser Erziehungsarbeit am ganzen Volk hervorgehen soll.

Der Prozeß der Geschichte, ohne den diese sozial-politische Zeitdeutung nicht denkbar wäre, besitzt das Ansehen einer Autorität. Angesichts der unverwandten Transparenz dieses Aspektes der Geschichte ergibt sich die kategorische Forderung, die allein noch einen Ausweg zu weisen scheint: neue politische Herrschaft zu schaffen, als die Forderung der nationalen Existenz schlechthin. In dem Kernstück der Freiburger Vorlesung fließen die verschiedenen Aspekte der Geschichte ineinander; sie verdichten sich zu einer allgemeinen, die Vergangenheit und auch die Zukunft einschließenden Aussage: „Die Erlangung der politischen Macht ist es zu allen Zeiten gewesen, welche bei einer Klasse . . . die Vorstellung ihrer Anwartschaft auf die politische Leitung entstehen ließ.“ Webers Verhältnis zur Geschichte erscheint an dieser Stelle bereits in einer Weise festgelegt, die eine Problematik ihrer Beziehungen zur Gegenwart gar nicht entstehen läßt. Seine Aussage umfaßt eine Kumulation historischer Erfahrungen, die nun einer Feststellung „für alle Zeiten“ dient, die festhält, was in der Vergangenheit wie in der Zukunft, was immer ist und sein wird, eben das „Konstante“, von dem auch Burckhardt sprach.

Die Bedeutung dieser Beobachtung reicht nun über Inhalt und Rang des Freiburger Vortrags hinaus. Sie wird durch Ausführungen in einigen späteren Äußerungen und Arbeiten Webers gestützt²². Doch ein Hinweis, der auf methodologische Reflexionen schließen ließe, läßt sich den Worten Webers selbst nicht entnehmen, obgleich in Anbetracht einer derartig diffizilen und unausgeglichenen Position wohl Anlaß zur kritischen Prüfung gegeben und das Bedürfnis nach einer Verankerung in tieferen Schichten logischer Begründung gewiß verständlich gewesen wäre, zumal sie mit dem Anspruch verknüpft ist, daß sie das besondere, eben das politische Wesen einer Wissenschaft expliziere, die Weber zu vertreten berufen worden war. Es fehlt jede Andeutung irgendeiner Erwägung dieser Art. Ein vitaler Nationalismus tritt uns unverhüllt, unmittelbar bekenntnishaft entgegen. Auf manche Zeitgenossen Webers hat dieses Bekenntnis des Gelehrten zur „weltlichen Machtorganisation der Nation“ als dem „letzten Wertmaßstab“ einen starken Eindruck ausgeübt²³. Wir können sie indessen heute nicht mehr als Schlüssel zum politischen Ver-

²² Besonders hingewiesen sei an dieser Stelle auf die Fortentwicklung und Zuspitzung des sozialgeschichtlichen Dilemmas von historischer Agrarstruktur und Industrialisierung, mit dem Weber seine Stellung zum ostdeutschen Grundadel besiegelt, in dem Vortrag, den er 1904 auf dem wissenschaftlichen Kongreß während der Weltausstellung in St. Louis hielt, *Kapitalismus und Agrarverfassung*, in deutscher Sprache erstmals veröffentlicht in: *Zeitschrift f. d. ges. Staatswissenschaft*, 108 (1952), S. 431–452, bes. S. 440 ff.

²³ Vgl. Theodor Heuss, *Friedrich Naumann, Der Mann, das Werk, die Zeit*, 2. Aufl., Stuttgart und Tübingen 1949, S. 101 ff. Man vgl. auch die Würdigung der Freiburger Vorlesung von Arnold Bergstraesser, *Max Webers Antrittsvorlesung in zeitgeschichtlicher Perspektive*, in dieser Zeitschrift, 5 (1957), S. 209–219; und die Untersuchung Wolfgang J. Mommsens, *Max Weber und die deutsche Politik*, S. 39 ff.

ständnis Max Webers, sondern nur als Auftakt seines politischen Denkens, als frühes, aber keineswegs als Reifezeugnis betrachten.

Es währte noch mehrere Jahre, ehe Weber die schwierigen Pfade methodologischer Erörterungen betrat. Seine umfangreichen Stellungnahmen auf diesem Gebiet, zu denen die wissenschaftstheoretischen Diskussionen der Jahrhundertwende herausforderten, hat Marianne Weber später als „Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre“ zusammengefaßt. Sie erhielten auf diese Weise eine für längere Zeit ebenso wirkungsvolle wie irreführende Bezeichnung, von der Weber selbst nirgends gesprochen hat^{23a}. Die methodologisch-programmatische Begründung seiner wissenschaftlichen Position gehört in biographischer Hinsicht einer Durchgangsphase an. In ihr wandelte und milderte sich in langen Jahren der Krankheit der vitale Nationalismus, der aus der Freiburger Rede spricht. Die Krise des Körpers ist offenbar – wenn auch Weber selber dies nirgends ausdrücklich bezeugt – zu einer geistigen Krise geworden. Und es darf wohl ein Glücksumstand genannt werden, daß diese persönliche Krise mit einem kritischen Stand mehrfach verwickelter Diskussionen über die Methode der historischen Wissenschaften zusammenfiel. Innerhalb der Nationalökonomie und über ihre Grenzen hinaus war sie bereits in der weithin beachteten Kontroverse zwischen Carl Menger und Gustav Schmoller über den Historismus und die Methode der Sozialwissenschaften sichtbar geworden; in der Philosophie dieser Zeit trat sie in der Diskussion über die Grenzen von Naturwissenschaft und Geisteswissenschaften in Erscheinung und innerhalb der Fachhistorie im engeren Sinne in dem Streit um Karl Lamprechts sogenannte „kollektivistische“ Geschichtsauffassung – um hier nur die wichtigsten Kontroversen am Schnittpunkt wissenschaftsgeschichtlicher Entwicklungen zu nennen.

^{23a} Soweit ich sehe, beginnt die bis in die jüngste Zeit hinein erkennbare Neigung zur systematischen Untersuchung und Darstellung von Max Webers „Wissenschaftslehre“ mit der Arbeit von Hans Oppenheimer, *Die Logik der soziologischen Begriffsbildung mit besonderer Berücksichtigung von Max Weber* (Heidelberger Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte – 5), Tübingen 1925. Oppenheimer nennt seine Aufgabe, die er sich unter Heranziehung „fast sämtlicher methodologischer Arbeiten Max Webers“ (S. 37) stellt, bezeichnenderweise „nicht so sehr eine unverfälschte Wiedergabe als vielmehr eine systematische Unterbauung des Max Weberschen Idealtypus und damit der Weberschen Soziologie überhaupt“ (S. 38). Die Systematiker sind seitdem immer systematischer gewesen als Weber, der ganz und gar kein Systematiker war. Eine andere Auffassung kann man hingegen dem Aufsatz von Arthur Liebert entnehmen, Max Weber, in: *Preußische Jahrbücher*, 209. Bd. (1927), S. 311 f. – Webers Jugendfreund und Freiburger Kollege Heinrich Rickert hat bezeugt, daß Weber für „Philosophie im eigentlichen Sinne kein Organ“ besaß: „Man darf ihn seinem Wollen nach mit den großen Naturforschern der Renaissance vergleichen, deren Werke grundlegend für alle spätere Wissenschaft von der Körperwelt geworden sind. Auch sie waren nicht Philosophen, sondern Spezialisten. Aber auch sie kamen in die Nähe philosophischer Probleme und mußten sich besonders mit logischen Fragen beschäftigen. Sie wollten sich über die neue Methode klar werden, mit deren Hilfe der neuentdeckten Natur wissenschaftlich beizukommen war. Weber hielt sich an das soziale Kulturleben, das er bisher geschichtlich behandelt hatte . . .“ (Heinrich Rickert, Max Weber und seine Stellung zur Wissenschaft, in: *Logos*, Bd. XV [1926], S. 228).

In der Not wird, wie Eduard Spranger gesagt hat, selbst die Fachwissenschaft philosophisch. Ich möchte hinzufügen: Die Fachwissenschaft beginnt, Methodologie zu treiben, was mit der Philosophie häufig nur dem Anschein nach verwandt ist. Sie verliert ihre Unbefangenheit und beginnt, allenthalben zu prüfen, zu analysieren, zu kritisieren und zu revidieren. Hierbei zieht sie zusehends größer werdende Bereiche ihres Tuns und der überkommenen Zuständigkeiten in ihr Fragen ein. Die Stunde der Not, wenn sie wahrhaft erkannt worden ist, läßt sich nicht mit Bekenntnissen und Doktrinen regieren; sie mahnt zu einer tiefer lotenden Prüfung von Denkvorgängen, Begriffen und Prinzipien. (Daß einzelne wissenschaftliche Richtungen hiermit sogar beginnen wollen, ändert nichts an dieser Feststellung.)

Webers umständlich und nicht eben leicht verständlich geschriebene sogenannte Aufsätze zur Wissenschaftslehre gewähren Aufschluß über ein Problem, das im Zusammenhang mit dem hier erörterten Thema von erheblicher Bedeutung ist: Die Behandlung der universalgeschichtlichen Zusammenhänge durch Bildung von Theorien und ihre Beziehung zu den Stellungnahmen Max Webers in politischer Hinsicht. Der berühmte Programmaufsatz des von Weber mitherausgegebenen „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ von 1904, „Die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis“²⁴, ist die erste Fundstelle des viel zitierten, häufig kritisierten und noch häufiger mißverstandenen „Idealtypus“.

Historische und theoretische Richtung in der Nationalökonomie wie in der Wirtschaftsgeschichte suchte Weber miteinander zu versöhnen, indem er eine besondere Art von Theorie in Gestalt des Idealtypus als Lösung empfahl, die zunächst nichts anderes sein sollte als eine heuristische Hilfskonstruktion mit begrenzter Zuständigkeit, ein Hilfsmittel, das es dem Historiker ermöglichen sollte, sich auf dem ungeheuren Meere der empirischen Tatsachen zurechtzufinden. Webers Position hat sich im Gefolge der wissenschaftstheoretischen Diskussionen entwickelt, innerhalb derer die Auseinandersetzungen mit Historismus und Historikern eine wichtige Rolle spielten. Sie verbergen sich bei Weber hinter Begriffen und Ausdrücken, die er von den Geisteswissenschaften seiner Zeit übernahm, um sie in einer Weise zusammenzufügen, die den empirischen Rationalismus der Anschauung und Denkweise mit dem logischen Positivismus der Darstellung verbindet. Einer für die voraussetzungslose Empirie amorphen, unübersichtlichen Vielfalt von Wirklichkeitsbeziehungen, von „Kausalverhältnissen“, einer „schlechthin unendlichen Mannigfaltigkeit von nach- und nebeneinander auftauchenden und vergehenden Vorgängen“ will Weber mit Hilfe inhaltlich erfüllter Begriffe eine logisch vollendete Ordnung aufprägen. Das unbestimmte Unendliche zerlegt er in bestimmbare Endlichkeiten. Der Schlüssel ist in der Terminologie der Wissenschaftsprogrammatik Webers die gedachte „Kulturbedeutung“ der jeweiligen Erscheinungen, die keiner eindringenden Erörterung unterzogen wird und in der sich das politische Ingenium

²⁴ Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, S. 146–214, die entscheidenden Passagen, dort S. 178 ff.

ebenso wie das subjektive Bildungsinteresse in nicht definierbarer Weise kundtut. In das „Chaos“ der Wirklichkeit, so schreibt Weber, „bringt nur der Umstand Ordnung, daß in jedem Falle nur ein Teil der individuellen Wirklichkeit für uns Interesse und Bedeutung hat, weil nur er in Beziehung steht zu den Kulturwertideen, mit welchen wir an die Wirklichkeit herantreten. Nur bestimmte Seiten der stets unendlich mannigfaltigen Einzelercheinungen, diejenigen, welchen wir eine allgemeine Kulturbedeutung beimessen, sind daher wissenschaftlich, sie allein sind Gegenstand der kausalen Erklärung.“ Und an anderer Stelle: „Kultur“ – hier bereits in Anführung gesetzt – sei „ein vom Standpunkt der Menschen aus mit Sinn und Bedeutung bedachter endlicher Ausschnitt aus der sinnlosen Unendlichkeit des Weltgeschehens“.

Weber beschreibt seinen Begriff des Idealtypus nicht immer in gleichnamigen und auch nicht immer mit gleichbleibender Sorgfalt gewählten Ausdrücken. Er spricht etwa von „Ideen historischer Erscheinungen“ und formuliert gleichzeitig: Dieses Gedankenbild vereinige „bestimmte Beziehungen und Vorgänge des historischen Lebens zu einem in sich widerspruchsfreien Kosmos gedachter Zusammenhänge“. Die Idee einer geschlossenen, lückenlos erscheinenden strukturellen Einheit ist das Wesen dieses theoretischen Gebildes. Sie habe „den Charakter einer Utopie“, wie sich Weber etwas nachlässig ausdrückt. – Er meint damit, daß sie der erwiesenen Evidenz ermangelt. – Der historischen Forschung stellt sie die Aufgabe, in jedem einzelnen Falle „festzustellen, wie nahe oder wie fern die Wirklichkeit jenem Idealbilde steht . . .“. Die als Einheiten vorgestellten historischen Gebilde, Wirtschaftseinheiten, Geschichtsperioden, politische und soziale Strömungen und so fort, sind den „real-geistigen Wesenheiten“ Rankes scheinbar artverwandt – nur daß Weber sie keineswegs unbefangen erkennt, sondern als Konstruktionen nimmt, die analytisch-kritisch mit dem einer Als-ob-Erkenntnis angemessenen Vorbehalt behandelt werden. Es ist Webers Entdeckung, die ihn den Historikern so fremd erscheinen läßt, daß die Sinndeutung nicht nur dem Stand der Faktenermittlung folgen muß, sondern daß die Problemforschung unmittelbar zur Schaffung idealer Ganzheiten schreiten kann, die permanent als hypothetische modellhafte Gebilde dienen, überprüft, ergänzt, mit Fakten ausgefüllt und auf irgendeine Weise bestätigt werden. Die stillschweigende Voraussetzung freilich, das Vorstellungsmaterial, ist eine reiche vorgegebene universalhistorische Bildung. Weber konnte über sie verfügen. Ohne diese weite, umfassende Einsicht läßt sich indessen niemals ein Typus finden.

Will man diese heuristische Konstruktion systematisch praktisch anwenden, so taucht sofort das Problem auf, welchen Umfang man ihrer klärenden Zuständigkeit zuzubilligen und welche Grenzen man ihr zu setzen gedenkt. Es liegt auf der Hand, daß die historisch-kritische Überprüfung schwieriger und langwieriger, daß sie selbst problematischer, in ihrem Wert zweifelhafter wird, je umfänglicher diese Konstruktion und je größer demzufolge ihr Inhalt ist. Die Position, die Weber einnahm und mit kräftiger Polemik vertrat, ist jedoch zunächst in erster Linie als eine kritische zu verstehen, die sich aus den methodologischen und wissenschaftstheoreti-

schen Diskussionen und Streitigkeiten der Jahrhundertwende ergab. Schon in seinem Aufsatz von 1904 erhob Weber einen grundsätzlichen Einwand gegen gewisse notorische Eigenheiten der Historiographie. Er kritisierte ihr Bestreben, eine Epoche aus sich selbst heraus zu verstehen und „die Maßstäbe ihrer Urteile dem ‚Stoff‘ zu entnehmen“, d. h. – wie es Weber ausdrückte – „die ‚Idee‘ im Sinne des Ideals aus der ‚Idee‘ im Sinne des ‚Idealtypus‘ herauswachsen zu lassen . . . Das ästhetisch Reizvolle eines solchen Verfahrens verlockt . . . fortwährend dazu, die Linie, wo beide sich schneiden, zu verwischen – eine Halbheit, welche einerseits das wertende Urteilen nicht lassen kann, andererseits die Verantwortung für ihre Urteile von sich abzulenken trachtet.“ Ein Idealtypus hingegen sei „etwas gegenüber der wertenden Beurteilung völlig Indifferentes“. Er enthebt den Historiker oder Sozialwissenschaftler also auch der Notwendigkeit zu urteilen oder zu bewerten. Urteile und Werte – eben die „Kulturwerte“ – bleiben außerhalb der Sache selbst. Sie bedingen jedoch die Auswahl der Probleme und der als idealtypisch erkannten Zusammenhänge. Der Akt der Wertung wird also an einen anderen Ort der positivistischen Wissenschaftssystematik verlegt und der methodologischen Diskussion entzogen.

Mit dieser Entdeckung fühlte sich Weber den Historikern seiner Zeit gegenüber auf einer höheren Ebene des Bewußtseins, die es ihm erlaubte, die Eigenheit wie die Grenzen der historischen Disziplinen zu erkennen. Er bescheinigte ihnen „ewige Jugendlichkeit“, da sie allenfalls in den Stand gelängen, unbewußt idealtypische Konstruktionen zu bilden. Von vornherein liege „bei ihnen . . . die Vergänglichkeit aller, aber zugleich die Unvermeidlichkeit immer neuer idealtypischer Konstruktionen im Wesen der Aufgabe“. Seine rationalistische Sachverhaltsschilderung wandelt die Forderung Rankes ab, daß Geschichte immer wieder neu geschrieben werden müsse: „Der Gedankenapparat, welchen die Vergangenheit . . . entwickelt hat, steht in steter Auseinandersetzung mit dem, was wir an neuer Erkenntnis aus der Wirklichkeit gewinnen können und wollen . . . Ihr Ergebnis ist ein steter Umbildungsprozeß jener Begriffe, in denen wir die Wirklichkeit zu erfassen suchen.“²⁵

Wir sehen schon an dieser Stelle, daß die methodologischen Erörterungen Max Webers in ihrem kritischen Verständnis nicht die Geschichte selbst reflektieren, wohl aber die Historie, wie sie Weber in seiner Zeit betrieben sieht. Im Geschichtsdanken Max Webers ist für epische Schilderungen oder dramatisch belebte Szenarien kein Platz. Seine deutlich erkennbare Hochschätzung Rankes ändert nichts daran, daß Abläufe und Ereignisse so vollkommen gleichgültig bleiben, daß er ihnen und ihrer Behandlung nicht eine einzige Bemerkung widmet. Aber auch metaphysische Gedankengänge oder um eine Ergründung der Geschichte in ihrer Gänze bemühte geschichtsphilosophische Überlegungen sind bei Weber nicht zu finden. Er verharrt bei dem „logisch-formalen Tatbestand“ – wie er selbst es nennt; folgerichtig beschränken sich alle Ausblicke, die über das Feststellbare hinausgehen, ausschließlich darauf, die rationale Unfaßbarkeit des Unendlichen auszudrücken.

²⁵ A. a. O., S. 207.

Sein logisch-formales Feststellungsverfahren läßt keinen Ausweg, der aus der empirischen Welt hinausführt. Es gibt keine Beziehungen zum Universum, ja nicht einmal einen Gedanken über das Universum. Es gibt kein anderes Ende des Denkvorganges als einzig die wahrhaft abschließende Feststellung, daß es eine jeglicher Sinnerkenntnis entzogene Unendlichkeit darstellt.

Die den Philosophenschulen seiner Zeit entnommenen Ausdrücke „Wert“, „Sinn“, „Bedeutung“, ja selbst der zentrale Begriff „Kultur“ werden in Webers Gebrauch zu Verständigungsmitteln einfacher Handhabung und verlieren jeden spekulativen Hintersinn. Sie dienen der formalen Beschreibung von Sachverhalten, unbeschadet ihrer sonst üblichen Ausdeutungsfähigkeit, obgleich Weber sie offenbar wegen ihres häufigen Gebrauchs für geeignete Verständigungsmittel hält. „Kulturerkenntnis“ ist von „Wertvorstellungen“, „Wertideen“ abhängig. Doch „Wert“ ist nichts anderes als jede selektive Problemstellung gegenüber positivistisch geordnetem Tatsachenmaterial. Es sei ein Mißverständnis größter Art, belehrt uns Weber, wenn nur die „wertvolle Erscheinung“ für eine „Wertidee“ gehalten werde. „Alle Erkenntnis der Kulturwirklichkeit ist . . . stets eine Erkenntnis unter spezifisch besonderen Gesichtspunkten.“²⁶ „Wertung“, „Sinnggebung“, „Kulturwissenschaft“, „Wirklichkeitswissenschaft“ – diese verschieden klingenden Ausdrücke weisen auf die gleiche einzige letzte Bedeutung hin: eben die Stellungnahme zu „bestimmten Erscheinungen des menschlichen Zusammenlebens“.

Ein Jahrhundert deutscher Geistesgeschichte liegt zwischen der „Wirklichkeitswissenschaft“ Max Webers und dem „Wirklichkeitssinn“, den Wilhelm v. Humboldt – ebenfalls unter Umgehung jeglicher Erörterung metaphysischer Probleme – dem Historiker abverlangte. Wenn der „Geist nicht einer unendlichen Masse von Gegenständen unterliegen“ soll, wie Humboldt im Sinne kaum anders als Weber formulierte, „so muß er endlich einmal Resultate ziehen, sichten und aufräumen“²⁷. Doch Humboldt mahnte in der Akademie-Abhandlung „Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers“ von 1821: „Jedes Begreifen einer Sache setzt, als Bedingung seiner Möglichkeit, in dem Begreifenden schon ein Analogon des nachher wirklich Begreifenen voraus, eine vorhergängige ursprüngliche Übereinstimmung zwischen dem Subjekt und dem Objekt.“ Die Aufgabe des „Verbindens des Erforschten“ zu einem Ganzen verlange vom Historiker, „daß er sich strenge Rechenschaft von ihrem innern Zusammenhange giebt“. Er müsse daher – so sagt Humboldt – „mit der Beschaffenheit, dem Wirken der gegenseitigen Abhängigkeit dieser Kräfte überhaupt vertraut seyn, wie die vollständige Durchforschung des Besonderen immer die Kenntnis des Allgemeinen voraussetzt . . .“²⁸

Diese vorgegebene „Kenntnis des Allgemeinen“ gerade läßt Weber unerörtert. „Wenn wir von dem Historiker und Sozialforscher als elementare Voraussetzung verlangen, daß er Wichtiges von Unwichtigem unterscheiden könne“, formuliert

²⁶ A. a. O., S. 181.

²⁷ Das 18. Jahrhundert (1796/97), in: Gesammelte Schriften, hrsg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1904ff., Bd. II, S. 30.

²⁸ Über die Aufgaben des Geschichtsschreibers, in: Gesammelte Schriften, Bd. IV, S. 45f.

Weber seine Aufgabe, „so heißt das lediglich, die Vorgänge der Wirklichkeit – bewußt oder unbewußt – auf universelle ‚Kulturwerte‘ zu beziehen und die Zusammenhänge herauszuheben, welche für uns bedeutsam sind. Wenn immer wieder die Meinung auftritt, daß jene Gesichtspunkte ‚dem Stoff selbst entnommen‘ werden, so entspringt das der naiven Selbsttäuschung des Fachgelehrten, der nicht beachtet, daß er von vornherein kraft der Wertideen, mit denen er unbewußt an den Stoff herangegangen ist, aus einer absoluten Unendlichkeit einen winzigen Bestandteil als das herausgehoben hat, auf dessen Beachtung es ihm allein ankommt.“ Die selektiven „Wertideen“ entbehren jeder Hintergründigkeit: „Für die strikt auf dem Boden der Methodik verweilende Betrachtung ist der Umstand, daß gewisse individuelle Bestandteile der Wirklichkeit als Objekt historischer Betrachtung ausgelassen werden, schlechterdings nur durch den Hinweis auf dies faktische Vorhandensein eines entsprechenden Interesses zu begründen.“²⁹ Die Wirklichkeit der Geschichte wird, sobald sie in das Licht der Betrachtung gerät, als unfafßbare Wesenheit unverzüglich aus der Erörterung ausgeschlossen.

Weber wendet den Idealtypus auch an. Die definitorisch klingenden Bestimmungen der Begriffe seiner religionssoziologischen Untersuchungen sind idealtypischer Art. Sie prägen einen Sachverhalt aus, verwandeln dunkle Dämpfe geradezu schlagartig in kristallklare, völlig durchsichtige Gebilde, die in logischer Konsequenz bis zur Klärung wesentlicher Probleme der Geschichte aneinandergereiht werden. Indem Weber die Bedeutung der Askese für die Geschichte des Protestantismus hervorhebt, eine okzidentale Form von einer orientalischen scheidet und als Methode einer rationalen Lebensweise bezeichnet, die Liebe und Gehorsam in idealer Weise vereinigte, und indem er den kalvinistischen Berufsbegriff aus der innerweltlichen Entwicklung der Askese herleitet, gelangt Weber zu einer idealtypisch-kausalen Konstruktion der Genesis des frühen Kapitalismus, die man seine berühmteste geschichtliche Theorie nennen darf.

In diesem Zusammenhang verdient aber ein aufschlußreiches Merkmal stilistischer Art Beachtung. Bekannt ist Webers Unterscheidung von Kirche und Sekte. Die Kirche nennt er „eine Gnadenanstalt, welche religiöse Heilsgüter wie eine Fideikommißstiftung verwaltet und zu welcher die Zugehörigkeit . . . obligatorisch . . . ist“, die Sekte dagegen einen „voluntarischen Verband ausschließlich . . . religiösethisch Qualifizierter, in den man freiwillig eintritt, wenn man freiwillig kraft religiöser Bewährung Aufnahme findet“.³⁰ Es tut not, angesichts dieser Formulierungen daran zu erinnern, daß Weber sich selbst einmal „religiös absolut unmusikala-

²⁹ Zur Auseinandersetzung mit Eduard Meyer (1905): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, S. 254. An anderer Stelle nannte Weber später dann „den Ausdruck ‚Wertbeziehung‘ lediglich die philosophische Deutung desjenigen spezifisch wissenschaftlichen ‚Interesses‘ . . . , welches die Auslese und Formung des Objektes einer empirischen Untersuchung beherrscht“. *Der Sinn der „Wertfreiheit“ der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften* (1917): a. a. O., S. 473.

³⁰ *Die protestantischen Sekten und der Geist des Kapitalismus*, in: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, 4. Aufl., Tübingen 1947, Bd. I, S. 211.

lich“ genannt und von sich gesagt hat, daß er „weder Bedürfnis noch Fähigkeit“ verspüre, irgendwelche seelischen Bauwerke religiösen Charakters zu errichten³¹. Doch damit lassen sich die durch diese Formulierungen ausgewiesenen Denk- und Erkenntnisvorgänge noch keineswegs erklären. Die resümierend definitivisch beschriebenen Idealtypen, die, ihrer heuristischen Konstruktion entsprechend, nur das sagen, was der Idee nach ist, die den Einzelfall außer acht zu lassen imstande und daher auch nicht durch ihn zu widerlegen sind, enthüllen eine Eigenheit des Weberschen Denkens und seiner Ausdrucksmittel, die von methodologischen Erwägungen offenkundig nicht erfaßt wird. Konventionelle Ausdrücke und Begriffe aus seinem Erfahrungsbereich werden in recht unkonventioneller Weise benutzt und kombiniert, mit „wie“ und „als ob“ versehen und wechselnd und keineswegs dogmatisch angewandt. Stil-, Begriffs- und Bedeutungsanalyse sind gehalten, ihre strenge Sorgfalt von gewissen Punkten an fallen zu lassen, weil der umgangssprachliche Gebrauch keineswegs der Umgangssprache entstammender Ausdrücke fortgesetzt schwer faßbare Imponderabilien schafft.

Weber entnimmt seine Termini mit großer Vorliebe der Juristensprache, die ihm offenbar in besonderer Weise geeignet erscheint, eine durchschaute Wirklichkeit darzustellen, welche nun als ein Analogon zu den institutionalisierten Bereichen der verwalteten Sachen, der Zuständigkeiten und normativ bestimmten Ordnungen erscheint. Die eigentümliche Rationalität der Weberschen Begriffe und Denkfiguren hat bereits zu tiefdringenden Untersuchungen Anlaß gegeben³². Doch die Frage drängt sich auf, ob die Idealtypen nicht eine Eigenschaft aufweisen, die mit ihrem heuristischen Zweck unmittelbar nichts zu tun hat: ob nicht ein Seinszusammenhang zum Ausdruck kommt, der ebenfalls in den methodologischen Erörterungen Webers weder Begründung noch Berücksichtigung erfährt. Es berührt den historischen Sachverhalt an und für sich gewiß nicht unmittelbar, ob er als Hypothese genommen und ihm ein unausgesprochenes „Als ob“ vorausgeschickt wird oder ob ihm ohne erkenntniskritisches Reservat der Rang einer geschichtlichen Realität zuerkannt wird. Doch die Nemesis tritt in Erscheinung, sobald sich die historische Darstellung in politisches Bewußtsein umformt und auf dem Wege zur politischen Entscheidung unausweichlich Farbe bekennen muß, welche wahre Qualität ihr nun wirklich eignet.

Darstellung und Erörterung kontinuierlicher Entwicklungen fehlen in den späteren Werken, auch in dem hinterlassenen fragmentarischen Hauptwerk „Wirtschaft und Gesellschaft“ ganz und gar. Der Fluß der genetischen Darstellung versiegt. Was bleibt, gerinnt in der fixierten Form des geschlossenen, in Schattierungen und Verästelungen geschilderten, zuletzt jedoch summarisch charakterisierten

³¹ Marianne Weber, Max Weber. Ein Lebensbild, Heidelberg 1950, S. 370.

³² Vor allem Hermann J. Grab, Der Begriff des Rationalen in der Soziologie Max Webers, Ein Beitrag zu den Problemen der philosophischen Grundlegung der Sozialwissenschaft (Sozialwissenschaftliche Abhandlungen, Bd. 3), Karlsruhe 1927; vgl. auch Karl Löwith, Max Weber und Karl Marx, wieder abgedruckt in Löwiths Gesammelten Abhandlungen, Stuttgart 1960, S. 1–67, hierzu S. 19 ff.

Typus. Das organische Entwicklungsprinzip weicht der rationalen Konstruktion einer vollständig durchsichtigen Typologie. Weber sucht das Wesen des Zeitalters in einer umfassenden und in Einzelheiten ausgeführten Theorie zusammenzufassen; und er unternimmt wiederholt Anläufe, um zu hypothetischen Aussagen über die Zukunft zu gelangen. Die Kumulation feststellbarer Merkmale, die aus der Fülle historischer Tatsachen entnommen und sinnhaft zusammengefügt sind, kann zwar nicht unmittelbar eine Zukunftsprognose ergeben, erlaubt aber die Abschätzung einer belangvollen Eventualität. Doch häufig genug lassen dann Webers Stellungnahmen nur noch den Schluß zu, daß er die Eventualform seiner Aussage nur aus formalen Gründen seiner Wissenschaftslogik wählt, daß sich jedoch in ihr eine fest konturierte persönliche Überzeugung ausspricht, der weder Zweifel noch Vorbehalte anhaften. Dies läßt sich am Beispiel seiner Urteile über die Bürokratie ablesen, die in den letzten Jahrzehnten die soziologische und politische Forschung auf diesem Gebiet außerordentlich angeregt und Max Weber den größten Ruf auf diesem Wissenschaftsgebiet eingetragen haben³³.

Webers Darstellung der Bürokratie ist den düsteren Zukunftsvisionen an die Seite gestellt worden, die uns Alexis de Tocqueville, Jacob Burckhardt und Lord Acton hinterließen³⁴. Man sollte indessen nicht übersehen, daß die Äußerungen Webers unter anderen Voraussetzungen entstanden sind, unter anderen Bedingungen gelten und auch in anderer Weise im Hinblick auf die Zukunft formuliert worden sind als die Ausblicke der drei großen Historiker. Weber äußerte sich übrigens in seiner Zeit nur zu einem speziellen Problem, das bereits weithin als offenkundig vorhanden betrachtet wurde und das ganze 19. Jahrhundert hindurch Gegenstand liberaler wie konservativer Kritik war. Weber hat allerdings zu Recht angenommen, daß es in Zukunft eine noch weit größere Bedeutung erlangen würde. Diese Annahme ist von der jüngeren sozialgeschichtlichen Entwicklung weitgehend bestätigt worden. Das erklärt ebenso bemerkenswerte wie beklemmende Aktualität seiner Ansichten auf diesem Gebiet.

Die „rationale Lebensordnung des modernen Kapitalismus“, die Weber hervorzuheben nicht müde wird und die eine Affinität von Stil, Methode und Gegenstand begründet, gewinnt im Idealtypus „Bürokratie“ eine gesteigerte Intensität und eine Dynamik besonderer Art. Die Bürokratie ist – mit seinen Worten – „gegenüber anderen geschichtlichen Trägern der modernen rationalen Lebensordnung ausgezeichnet durch ihre weit größere Unentrinnbarkeit“³⁵. Dies eignet ihr allerdings

³³ Vgl. Günther Roth und Reinhard Bendix, Max Webers Einfluß auf die amerikanische Soziologie, in: Kölner Zeitschrift f. Soziologie und Sozialpsychologie 11 (1959), S. 44f.; demgegenüber ist die Betrachtung des Weberschen Bürokratieproblems bei R. Bendix, Max Weber, S. 423 ff., überraschend kurz behandelt und in seiner Bedeutung offensichtlich unterschätzt worden.

³⁴ Reinhard Bendix, Max Webers Gesellschaftsbild, in: Kölner Zeitschrift 12 (1960), S. 585 f.

³⁵ Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland, Zur politischen Kritik des Beamtentums und Parteiwesens (1917), in: Gesammelte politische Schriften, 2. erw. Aufl., neu hrsg. v. J. Winckelmann, Tübingen 1958, S. 518. Teile dieser wichtigen Schrift Webers

nicht etwa nur in der modernen Gesellschaft, sondern in jeder geschichtlichen Kultur, in der sie einmal zur „Alleinherrschaft“ gelangte, in China wie in Byzanz, im spätrömischen Reich oder in Ägypten. Sie verschwand jeweils erst wieder „mit dem völligen Untergang der Kultur“. Das stärkste, unwiderlegbare Argument Webers zur Begründung seiner Annahme, daß das Schicksal einer bürokratisch beherrschten Gesellschaftsordnung „unentrinnbar“ sei, ist die Häufung historischer Beispiele. Er nennt dies zwar nur eine Möglichkeit, da ihm seine positivistische Wissenschaftslogik offenbar nicht in Form von Tatsachenfeststellungen über die Zukunft zu reden erlaubt. Doch dies beeinträchtigt keineswegs Webers deutlich bekundete Überzeugung von der „Grundtatsache des unaufhaltsamen Vormarsches der Bürokratisierung“.

Mit der geschichtlichen Theorie der Bürokratie ist für Weber aber keineswegs ihre wissenschaftliche Behandlung abgeschlossen. Sie leitet unmittelbar zur politischen Entscheidung über und begründet sie. Sie ergibt sich als Erörterung einer praktischen Nutzenanwendung der gewonnenen Erkenntnis. Weber deutet dies in drei Fragen an. Mit seinen Worten: „1. Wie ist es angesichts dieser Übermacht der Tendenz zur Bürokratisierung überhaupt noch möglich, irgendwelche Reste einer in irgendeinem Sinn ‚individualistischen‘ Bewegungsfreiheit zu retten? . . . 2. Wie kann . . . irgendwelche Gewähr dafür geboten werden, daß Mächte vorhanden sind, welche die ungeheure Übermacht dieser an Bedeutung stets wachsenden Schicht in Schranken halten und sie wirksam kontrollieren? Wie wird Demokratie auch nur in diesem beschränkten Sinn überhaupt möglich sein?“ Und zum dritten stellt er die für ihn wichtigste Frage nach dem, „was die Bürokratie als solche nicht leistet“, wo also ihre Grenzen liegen³⁶. Hier aber wird nun vollends deutlich, daß sich für Weber der Idealtypus, der seiner ursprünglichen Konstruktion nach Hypothese sein sollte, unversehens in eine Seinskategorie verwandelt hat. Die Grenzen der Leistungen der Bürokratie ergeben sich nämlich überraschenderweise aus den Grenzen des Sinngehaltes des Idealtypus „Beamter“. Die Grenzen seiner Leistung sind die Grenzen seiner Verantwortung. – „So will es der Geist des Amtes.“ – Den ebenfalls idealtypisch verstandenen Begriff „Amt“ faßt Weber ebenso außerordentlich weit wie den der Bürokratie. Auch die Kommandoposition des Offiziers fällt hierunter³⁷. Gewiß gelingt es Weber, ein wesentliches Kriterium der vorherrschenden Gruppe des Verwaltungsbeamtentums darzustellen. Doch das völlige Fehlen irgendeines Hinweises auf Klassifikationen, auf innere Wandlungen des Typus und auf Bedeutung und Modifizierung des Beamtenrechts ist doch recht auffällig. Wenn an dieser Stelle auch eine ins einzelne gehende Kritik des Weberschen Typus „Bürokratie“ unterbleiben muß, so ist doch festzuhalten, daß er – trotz der atem-

hat J. Winckelmann in allerdings nicht unanfechtbarer Weise in der Neuauflage von *Wissenschaft und Gesellschaft* (4., neuherausgegebene Auflage), Tübingen 1956, 2. Halbband, Kapitel IX, S. 5 ff., unter Einschaltungen von Partien aus dem Vortrag „Politik als Beruf“ wieder abgedruckt.

³⁶ Gesammelte politische Schriften, 2. Auflage, S. 321 f.

³⁷ Vgl. bes. a. a. O., S. 308 f.

beraubenden Kühnheit von Diktion und realistischer Gedankenführung, die uns wahrhaft genial erscheint – bei näherem Zusehen eine außerordentliche Unsicherheit in der Auswahl der Prinzipien offenbart, auf denen er beruht, so daß man von einem Rückfall in die Fragwürdigkeit der methodischen Position der Freiburger Rede sprechen könnte.

Die Zukunftsprognose, die Weber auf Grund seiner aus idealtypischen Konstruktionen gebildeten Theorien entwickelt, wird, obwohl sie keineswegs allein steht, nirgends so sicher und entschieden vorgetragen. Doch bei näherem Zusehen verwandelt sich der Idealtypus der historisch-sozialen Einheit „Bürokratie“, der Weber eine ebenso entscheidende wie charakteristische Stellung innerhalb der modernen Gesellschaft nachsagt, in eine ihrem Wesen nach offenbar unzerstörbare typische Sphäre. Ihr Wesen grenzt den Raum für die beiden kontradiktorisch konstruierten Typen ab, die Weber der Sphäre der politischen Herrschaft und der Wirtschaft zuordnet. Er sagt dies mit den Worten: „Über den Parteien“, das heißt aber in Wahrheit: außerhalb des Kampfes um eigene Macht, soll der Beamte stehen. Kampf um eigene Macht und die aus dieser Macht folgende Eigenverantwortung für seine Sache ist das Lebenselement des Politikers wie des Unternehmers.“³⁸ Im Verlaufe schwieriger Darlegungen ergibt sich dann zuletzt mit verblüffender Einfachheit eine politische Entscheidung Webers für den Typus des Politikers und für den des freien Unternehmers, um der Ausbreitung der Bürokratie Einhalt zu gebieten. Gelänge einmal die Ausschaltung des Privatkapitalismus, folgert Weber, so würde dies praktisch keineswegs „ein Zerschlagen des stählernen Gehäuses der modernen gewerblichen Arbeit“ bedeuten; „vielmehr: daß nun auch die Leitung der verstaatlichten oder in irgendeine ‚Gemeinwirtschaft‘ übernommenen Betriebe bürokratisch würde . . . Die staatliche Bürokratie herrschte, wenn der Privatkapitalismus ausgeschaltet wäre, allein.“³⁹

Zweifellos sprechen einige Tatsachen und Gründe für die Richtigkeit dieser These. Weber wiederholt sie mehrmals, unterschiedlich abgewandelt, in seinen politischen Stellungnahmen während der Jahre 1917 bis 1919. Typus und Sphäre des Beamten sucht er zurückzudrängen, einzuschränken, unter Kontrolle zu bringen, um Typus und Sphäre des Politikers ebensowohl wie Typus und Sphäre des Unternehmers zu sichern, zu verteidigen und sukzessiv zu erweitern. Seine politische Publizistik bis zu seiner Teilnahme an den ersten Vorberatungen der neuen Reichsverfassung im Reichsamt des Innern, zu der ihn Hugo Preuß im Dezember 1918 einlud⁴⁰, sind Zeugnisse eines entschiedenen Eintretens des nun völlig Genesenen gegen den idealtypisch begriffenen Geltungsbereich der Bürokratie, für die Unternehmerwirtschaft und für die parlamentarisch regierte und von politischen Parteien beherrschte Demokratie als Sphäre einer freien Entfaltung des Typus des Politikers. Die Vehemenz seiner politischen Willensäußerungen strahlt bis in den

³⁸ A. a. O., S. 523.

³⁹ A. a. O., S. 319f.

⁴⁰ Vgl. Mommsen, Max Weber, S. 550 ff.

neuen, den späteren ersten Teil seines großen opus postumum „Wirtschaft und Gesellschaft“ hinein, der in den Jahren 1918 bis 1920 niedergeschrieben wurde.

1917 richtete Weber seinen publizistischen Angriff zunächst gegen die Hege-
monie Preußens innerhalb des Bismarckschen Reichsbaus, weil sie ein System der
„dynastisch-bürokratischen Pfründenversicherung“ mit „weitgehender Kontroll-
freiheit der Bürokratie“ begründe, dem er ein Ende bereitet wissen wollte⁴¹. Diese
polemisch klingenden Schlagworte, die Weber in die Debatte über eine preußische
Wahlrechtsreform warf, sind im letzten doch bündige Charakterisierungen eines
verfassungspolitischen Systemzusammenhangs, den Weber in scharfsinniger Weise,
wesentliche politische Effekte aufdeckend, durchschaut und in ebenso kurzen wie
handfesten und klaren Ausdrücken wiederzugeben versucht. Das vor dem Hinter-
grunde der Theorie Unwesentliche verdampft und läßt das politisch Bedeutsame
zurück. Die Summe unmittelbarer Erfahrungen wird hinsichtlich ihrer system-
haften Beziehungen zu den verfassungsrechtlichen Verhältnissen in eine handfeste
Ausdrucksweise gepreßt, die das als typisch Erkannte, das im wesentlichen in immer
wiederkehrenden Erfahrungen Erhärtete mit dem Akzent des Polemischen versieht.

Webers Auffassungen über das Anzustrebende und das Erreichbare waren indessen
Schwankungen unterworfen und wurden keineswegs mit gleichbleibender sicherer
Überzeugungskraft vorgebracht. Ihre offensichtlich ungesicherte Erkenntnisgrund-
lage hat in jüngerer Zeit wohl etwas zur Verdunkelung eines ausschließlich auf die
politische Ebene gestellten Max-Weber-Bildes beigetragen. Das liegt an der Ver-
kennung von Zielen und Motiven. „Parlamentarisierung und Demokratisierung“
bedeutet Weber eine Schlacht in dem großen Kulturkampf gegen das System der
Bürokratie, für das freie Unternehmertum der Wirtschaft und für den ihm adä-
quaten Politiker des kapitalistischen Zeitalters, des Mannes der politischen Partei,
die Weber bei realistischer und auch skeptischer Einschätzung als die letzte denk-
bare Möglichkeit ansah, politische, d. h. auch mit den Mitteln der Bürokratie letzt-
lich unbürokratische Herrschaft zu schaffen und zu sichern, in der nach seiner Vor-
stellung der freie Kampf um die Macht die Charaktere der politischen Führung
formt und die Bürokratie unter parlamentarische Kontrolle stellt. Weil aber Weber
das Parlament als Medium betrachtete – als unentbehrliches freilich –, glaubte er
sich wohl imstande, Formen ändern und nach jeweils praktischen Erfordernissen
rationellen Modifizierungen und Manipulationen unterwerfen zu können, die ge-
legentlich ein recht ephemeres Aussehen annahmen.

Die Frage sei, „ob man nicht klug tut, . . . den Strom der deutschen Parlamen-
tarisierung in die Kanäle des Reiches zu leiten“, schrieb Weber 1917⁴². Damit
meinte er ebenso den Ausbau der Rechte des Reichstags wie die Schaffung eines
Bundesrates neuer Art, zu dem – über die Regierungen der Länder – auch die

⁴¹ Gesammelte politische Schriften, S. 405 f.

⁴² „Bismarcks Erbe in der Reichsverfassung“ (Rezension der gleichnamigen Schrift von
Erich Kaufmann, Oktober 1917), in: Gesammelte politische Schriften, S. 252; vgl. auch den
zur gleichen Zeit entstandenen Aufsatz Bayern und die Parlamentarisierung im Reich: a. a. O.,
S. 221–228.

Parteien der Länder Zugang haben sollten. Nach der Umwälzung vom November 1918 lagen die Dinge anders. Wege und Grenzen einer Reform des Bismarckschen Reichsbaus erschienen ungewiß, die Existenz von Wirtschaft und Gesellschaft in ihren überkommenen Formen in Frage gestellt. Das Problem schien ungleich größer, das Feld der künftigen Möglichkeiten unendlich geweitet. Webers Wirken galt fortan der Erhaltung und Bewahrung der überkommenen Formen der Wirtschaft und einer Begrenzung der Reformen der Reichsverfassung, die die Oktoberbeschlüsse des Reichstags eingeleitet hatten und die durch den Sturz der Monarchie unausweichlich geworden waren. In diesem Sinne trat er im November für ein freies Bündnis mit den Mehrheitssozialdemokraten ein⁴³, forderte er im Dezember 1918 die „große demokratische republikanische Partei des Bürgertums“ und verwies er mit unüberhörbarem Nachdruck auf die „Reserven der deutschen Wirtschaft“⁴⁴. Aus den Zweckgesichtspunkten der rationellen wirtschaftlichen Zukunftsorganisation, die Weber einzig und allein zugunsten einer Erhaltung des Bestehenden beantwortet wissen wollte, ergab sich ein unabdingbarer Maßstab zur Bewertung dessen, was in verfassungspolitischer Hinsicht geschehen sollte. Das entscheidende, heftig umstrittene Problem, nachdem die Einberufung einer verfassungsgebenden Nationalversammlung gesichert schien, blieb die Frage „Einheitsstaat oder Bundesstaat?“ Max Webers Antwort hierauf lautete: Sozialisierung verlange Zentralisation; die Privatwirtschaft jedoch verlange dies keineswegs unbedingt; nur Recht, Währung, Handelspolitik und Produktionssteuern müßten einheitlich geordnet sein⁴⁵. Dies bezeichnet Webers Grundlinie in der Verfassungsfrage. Alles andere folgte hieraus, auch die Möglichkeit, innerhalb des festgesetzten Rahmens Kompromisse zu schließen und auch unvollkommene Lösungen in Kauf zu nehmen.

Webers Stellungnahmen an der Jahreswende 1918/19 sind gewiß nicht in sich widerspruchsfrei. Im Grunde besaß er trotz seines auffälligen Eifers, mit dem er mögliche und denkbare Verfassungsdetails unermüdlich zu erörtern vermochte, wenig Neigung und wohl auch keine sonderliche Eignung, diese Einzelheiten in einen weit vorausschauenden Plan einzubeziehen, ja, überhaupt einen solchen Plan zu entwickeln. Er wußte von ausländischen Verfassungen verhältnismäßig viel. Er nutzte die Gelegenheiten, dieses Wissen als „illustratives Material“ den Lesern seiner Schriften und Aufsätze zu präsentieren. Im Verhältnis zu der großen, unvermutet entstandenen Aufgabe eines Verfassungsschöpfers werden aber doch die Lücken in seinem Rüstzeug sichtbar. Es ist wohl angemessen, sich an die Erkenntnis Karl Löwensteins aus Webers „Heidelberger Freundeskreis“ zu halten: „Vom echten Parlamentarismus, der von zur Verantwortung aufgerückten Parteiführern betrieben wird, wußten wir im damaligen Deutschland so gut wie nichts.“⁴⁶ Das deutsche Volk, fast über Nacht in den Sattel der parlamentarischen Demokratie gesetzt, begann zu reiten, ohne zu wissen, wo Zaum und Trense sind. Das gilt

⁴³ Deutschlands künftige Staatsform: a. a. O., S. 436–471.

⁴⁴ Das neue Deutschland: a. a. O., S. 472–475.

⁴⁵ A. a. O., S. 445.

⁴⁶ Karl Löwenstein, Beiträge zur Staatssoziologie, Tübingen 1961, S. 326.

trotz aller seiner Kenntnisse, die ihn vor seiner Umgebung auszeichnen, letztlich auch für Max Weber.

Eine hervorhebenswerte Eigenheit von Webers politischem Denken in dieser letzten Phase seines Lebens ist, daß er fortgesetzt neue Gesichtspunkte und Zusammenhänge einbezieht, nach Erfahrungen und Kenntnissen seine Annahmen verändert und seine Auffassungen revidiert. So wechseln die Folgerungen wie die Aspekte. Die Richtung der Weberschen Gedankengänge ist jedoch ebenso einfach wie verständlich, wenn auch für den Historiker der Zeitgeschichte selbstredend nicht mehr unmittelbar überzeugend. An dem Ziel der Beseitigung oder Verhinderung einer Wiederherstellung der Hegemonie Preußens hatte sich ebensowenig wie an den Gründen etwas geändert. Weber war es auch nach dem Novemberumsturz um die konsequente Beseitigung der „großpreußischen Bestandteile“ des Reiches zu tun. Doch als nüchterner Realist, der auch die Gegenwirkungen bedachte, vermochte er kaum an eine Möglichkeit hierfür zu glauben. Ihm waren Gewicht und Beharrungsvermögen des gewaltigen Verwaltungsapparates des größten deutschen Staates bewußt, der schon deshalb nicht kurzerhand zerschlagen werden konnte. Er kannte seine Finanzkraft und die Bedeutung der Organisation seines Finanzwesens, und er sah auch die Gefahr eines der Republik verfremdeten ostelbischen Partikularismus. In der Einschätzung dieser offenkundig schlimmen Wirkungen einer voreiligen Zerschlagung Preußens hat sich Weber gewiß nicht vertan. Die Verlegung des Schwergewichts der parlamentarischen Entwicklung in die Länder, wofür Weber nunmehr – im Gegensatz zu der Haltung, die er 1917 eingenommen hatte – eintrat, da ihn ein tiefes Mißtrauen gegen die Vorgänge in Berlin erfüllte und er die Folgen eines künftigen Reichszentralismus fürchtete, verlangte nach einer ausgleichenden Institution an der höchsten Spitze des Reiches, die als Hort der Verfassung wirken, die über die Einheit des Reiches und über den inneren Ausgleich wachen sollte. Weber fand ihn bekanntlich in einem der Republik angepaßten „Ersatzkaiser“, in dem mit großen Machtbefugnissen ausgestatteten Reichspräsidenten, den dann die Reichsverfassung von Weimar annäherungsweise verwirklichte, wenn auch nicht in dem Ausmaß der Machtvollkommenheit, die sich der Reichspräsident später tatsächlich aneignete. Die Folgen sind bekannt. Ein Urteil über sie wird auch durch den Umstand nicht beeinträchtigt, daß Weber keineswegs allein stand, sondern sich mit vielfach vertretenen Auffassungen verbündete, die freilich zu meist weit weniger eingehend begründet und sorgsam durchdacht waren als das Webersche Eintreten für den plebiszitär gewählten, vom Reichsparlament gänzlich unabhängigen Reichspräsidenten⁴⁷.

Die Voraussetzungen der politischen Projekte Webers in der Umbruchsphase geben sich in all dem jedoch keineswegs unmittelbar zu erkennen. Entscheidend blieb für ihn die Existenz der kapitalistischen Wirtschaft Deutschlands, Webers

⁴⁷ Gesammelte politische Schriften, S. 470; hierzu Mommsen, Max Weber, S. 332 ff. Vgl. auch den in Kenntnis von Anfeindungen und Entgegnungen sorgfältig durchgearbeiteten und ausgefeilten Artikel Der Reichspräsident (Februar 1919), in: Gesammelte politische Schriften, S. 486–489.

Meinung nach die unabdingbare sozial-ökonomische strukturelle Voraussetzung für die Aufnahme von Krediten und Hilfen aus dem Ausland. In polemischer Absicht warf er die Frage auf, ob die derzeitige politische Ohnmacht des bürgerlichen Unternehmertums auch seine wirtschaftliche Ausschaltung zur Folge haben könne. Er beantwortete sie mit einem eindeutigen Nein, alles andere mit einer entschiedenen Absage an die Partei der sozialen Revolution, der er mit der leidenschaftlichen Vehemenz einer temperamentvollen Persönlichkeit entgegentrat. Seine Polemik wird hier zur drastischen Anklage von Gegnern, zu denen keine Brücken der Verständigung hinüberführen und denen er viele Namen gibt. Er nennt sie die „mit Maschinengewehren“ Politik machen, „todesmutige Glaubenskämpfer“, „dilettantische Literaten“, die „Revolutionsinteressenten“, oder er spricht von der „Demokratie der Ideologen“ und auch wohl kurz hin einmal von der „Liebknechtbande“⁴⁸; und mit befremdlichen Empfindungen vermerkt er die „Hysterie zufälliger Massenversammlungen“.

Die ziellose revolutionäre Seite in der demokratischen Bewegung des Novemberumsturzes von 1918 hat Weber mit ähnlich erbarmungsloser Treffsicherheit bezeichnet, wie er ein Jahr zuvor das preußische Beamtenregiment charakterisierte und zu beseitigen verlangte. Es kann keinen Zweifel geben, daß Weber diesen unvermuteten Nachtseiten einer rasch und im ganzen unvorbereitet erfahrenen Demokratisierung entschieden, wortgewaltig, bald aber doch auch nachsinnend und mit erkennbaren Zeichen der Resignation gegenübertrat. In seinen beiden letzten großen Reden, „Politik als Beruf“, wo er das Wesen der Parteien in gesteigerter realistischer Sicht zusammenfaßt und das Phänomen des Vordringens der Bürokratie in den Parteien untersucht⁴⁹, und schließlich „Wissenschaft als Beruf“, dem stärksten und eindringlichsten Appell des Wissenschaftlers⁵⁰, erscheinen in den letzten Monaten seines Lebens und akademischen Wirkens die beiden Sphären, die bis dahin unauflösbar miteinander verbunden waren, deutlich voneinander geschieden. Der Vorgang der Distanzierung graduiert das Politische zum Gegenstand der Theorie. Wir finden sie in dem Fragment gebliebenen Werk „Wirtschaft und Gesellschaft“ gänzlich in die geschichtliche Theorie einbezogen. Als Gegenstand der Wissenschaft aber ist sie Sache des Wissenschaftlers, dessen Beruf gleichsam in einer neuen Sphäre neben die der bis dahin erörterten Berufstypen des Beamten, des Unternehmers und des Politikers tritt. Für ihn gilt „Wissenschaft als Beruf“, womit Max Weber das zwar umstrittene, jedoch jahrzehntelang weitgehend verwirklichte Ideal des deutschen Hochschullehrers umschrieben hat. Politisch blieb seine Wissenschaft auch fürderhin, wenn er sich auch die unmittelbar politische Stellungnahme versagte. Sie erhielt aber einen neuen, wesentlich weiter gefaßten

⁴⁸ Gesammelte politische Schriften, S. 440, 470, 475 f., i. d. 1. Aufl. v. 1921 auch S. 484 (Brief vom 24. November 1918); Marianne Weber, Lebensbild, S. 642, 653.

⁴⁹ Oktober 1919, in: Gesammelte politische Schriften, S. 493–548.

⁵⁰ Ges. Aufs. zur Wissenschaftslehre, S. 524–555; vgl. jetzt auch hierzu die eingehende, scharfsinnige Untersuchung von Hermann Lübbe, Die Freiheit der Theorie, Max Weber über Wissenschaft als Beruf, in: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie, 48 (1962), S. 545–565.

Sinn, der mehr Erkenntnis und Einsicht meint als Tätigkeit. Weber hat das mit eindrucksvollen Worten angedeutet: „Die alten vielen Götter, entzaubert und daher in Gestalt unpersönlicher Mächte, entsteigen ihren Gräbern, streben nach Gewalt über unser Leben und beginnen untereinander wieder ihren ewigen Kampf. Das aber, was gerade dem modernen Menschen so schwer wird, und der jungen Generation am schwersten, ist: einem solchen Alltag gewachsen zu sein. Alles Jagen nach dem ‚Erlebnis‘ stammt aus dieser Schwäche. Denn Schwäche ist es: dem Schicksal der Zeit nicht in sein ernstes Antlitz blicken zu können.“⁵¹

Ich bin am Ende. Ich habe Skepsis und Zweifel hinsichtlich der Geltung und des Ansehens der vielfach empfohlenen Autorität Max Webers ausgestreut. Doch ich glaube mich in Übereinstimmung mit den Absichten jener, die zu verhindern suchen, daß das schwierige Werk dieses bedeutenden Mannes im Dunkel des Vergessens versinkt oder – was noch schlimmer ist – daß es mißverstanden und von der allzeit beweglichen Woge der Mißliebigkeit fortgeschwemmt wird. Dem Namen Webers gebührt die Achtung eines Sternes am Himmel der Wissenschaftsgeschichte in unserem Jahrhundert. Sein Werk enthält Anregungen und Wahrheiten, die die Mühe und geduldige Suche wohl lohnen. Freilich, hinsichtlich der Beurteilung der Gültigkeit der Beispiele von Methoden und Denkweisen, die er uns vorgeführt hat, scheint sein eigenes Urteil auch uns vertretbar, mit dem er den mehrfach genannten Objektivitätsaufsatz beschließt: „Irgendwann wechselt die Farbe: die Bedeutung der unreflektiert verwerteten Gesichtspunkte wird unsicher, der Weg verliert sich in die Dämmerung. Das Licht der großen Kulturprobleme ist weiter gezogen. Dann rüstet sich auch die Wissenschaft, ihren Standort und ihren Begriffsapparat zu wechseln und aus der Höhe des Gedankens auf den Strom des Geschehens zu blicken. Sie zieht jenen Gestirnen nach, welche allein ihrer Arbeit Sinn und Richtung zu weisen vermögen.“⁵² Die Protestbewegung einer gegen Naturalismus und gegen Historismus gleichermaßen angehenden Wissenschaft liegt hinter uns und ist selbst zu einem Problem der Geistesgeschichte geworden, auch zu einer Station in der Entwicklung unseres Denkens über Geschichte und Politik. Doch die Frage, welcher Art diese Station ist, läßt das Problem Max Weber für uns heute bedeutsam, ja drängend werden. Im Grunde ist es diese Frage, die (den gesamten) Max Weber heute interessanter und wichtiger macht, als er je zuvor gewesen ist.

⁵¹ Ges. Aufs. zur Wissenschaftslehre, S. 547.

⁵² A. a. O., S. 214.